

# Die Zeitungs-Welt

Nr. 29

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1910

## Erweckt.

Roman von H. Ger.

(Fortsetzung.)

So, Großvater," sagt Helmut, als er am anderen Abend zur Familie Stöhr in die Küche tritt, "wenn Sie nun Lust haben mir zu erzählen wie man ein großer Fabrikant wird, heute habe ich einige Minuten Zeit. Viel allerdings auch nicht, denn ich muß noch zu einer Sitzung. Wie weit können Sie sich denn der früheren Noack's und der Verhältnisse, in denen

"Ich habe noch den Großvater des jetzigen Großfabrikanten Noack gekannt. Er war ein armer Webermeister droben in Nothebach. Später gab er die Weberei auf und wurde Faktor. Mit dem Ranzen auf dem Buckel kam er aus der Stadt zu uns aufs Dorf, und holte von den Frauen, bei denen er klöppeln ließ, die Spitzen zusammen."

"Ich kann mich seiner noch recht gut erinnern," fällt die Großmutter ein. "Er war ein richtiger Blut-sauger und Geizkragen. Von jeder Arbeit zwackte er noch einen Dreier mehr ab, als alle anderen Faktoren. Um sich die Leute ganz gefügig zu machen, ließ er ihnen in Krankheits-fällen oder bei sonstigem Unglück ein paar Taler. Mistkirt hat er dabei gar nichts, aber die armen Menschen bekam er damit völlig in seine Gewalt. Sie mußten dann nur für ihn arbeiten und durften an andere Faktoren nicht eine Elle Spitzen mehr liefern."

"Ganz recht," stimmt der Großvater zu, "so hat er es gemacht. Wer erst Geld von ihm genommen hatte, wurde ihm förmlich leibeigen. Und bei der großen Armut der Gebirgler kam eine Familie nach der anderen in diese Abhängigkeit."

"War das der Kerl, von dem immer erzählt wurde, daß er sich von den armen Menschen auch noch durchfüttern ließ?" fragt Frau Stöhr.

"Der selbe," nickt der Großvater. "Wenn er um die Essenszeit in ein Haus kam, gab es jedesmal eine Komödie. Bei unserem Gebirgsvolk stand die Gastfreundschaft noch in hohen Ehren. Es war feste Sitte, jeden Fremden, der um die Essenszeit ein Haus betrat, zur Teilnahme am Mahl freundlich einzuladen. Wer da wußte, wie knapp es bei den Leuten herging, lehnte natürlich dankend ab. Das tat der Noack auch mit vielen Worten; zugleich setzte er sich aber mit großer Geschwindigkeit an den Tisch und aß

gierig drauflos. Und während er mit vollen Backen kaute, wehrte er immer weiter ab: Eßt nur Euer bißl Essen allein, eßt nur, das werdet ihr schon allein schaffen, da will ich Euch nichts davon wegnehmen, so protestierte er weiter, bis er das letzte Stückchen aus der Schüssel verschlungen hatte."

"So ein Schubiack," sagte Helmut lachend. "Man weiß man doch wenigstens auf welche Weise der Grundstock des Noack'schen Vermögens zusammengescharrt wurde."

"Ja, der alte Noack, der bis an sein Lebensende mit dem Ranzen lief, und dabei immer filziger und unverschämter wurde, muß schon ein

"Sehr einfach! Die alten Häuser waren schlecht, viele direkt baufällig, da wurden sie eben weggebrannt. Ich hatte damals gerade aus-gelernt und arbeitete als junger Webergeselle in der Stadt. Da habe ich die ganze Brandperiode mit durchgemacht."

"Aber, Großvater," sagt Helmut kopfschüttelnd, "das verstehe ich nicht. Was Sie eben andeuteten wäre doch direkte Brandstiftung gewesen, und auf die steht doch schwere Strafe."

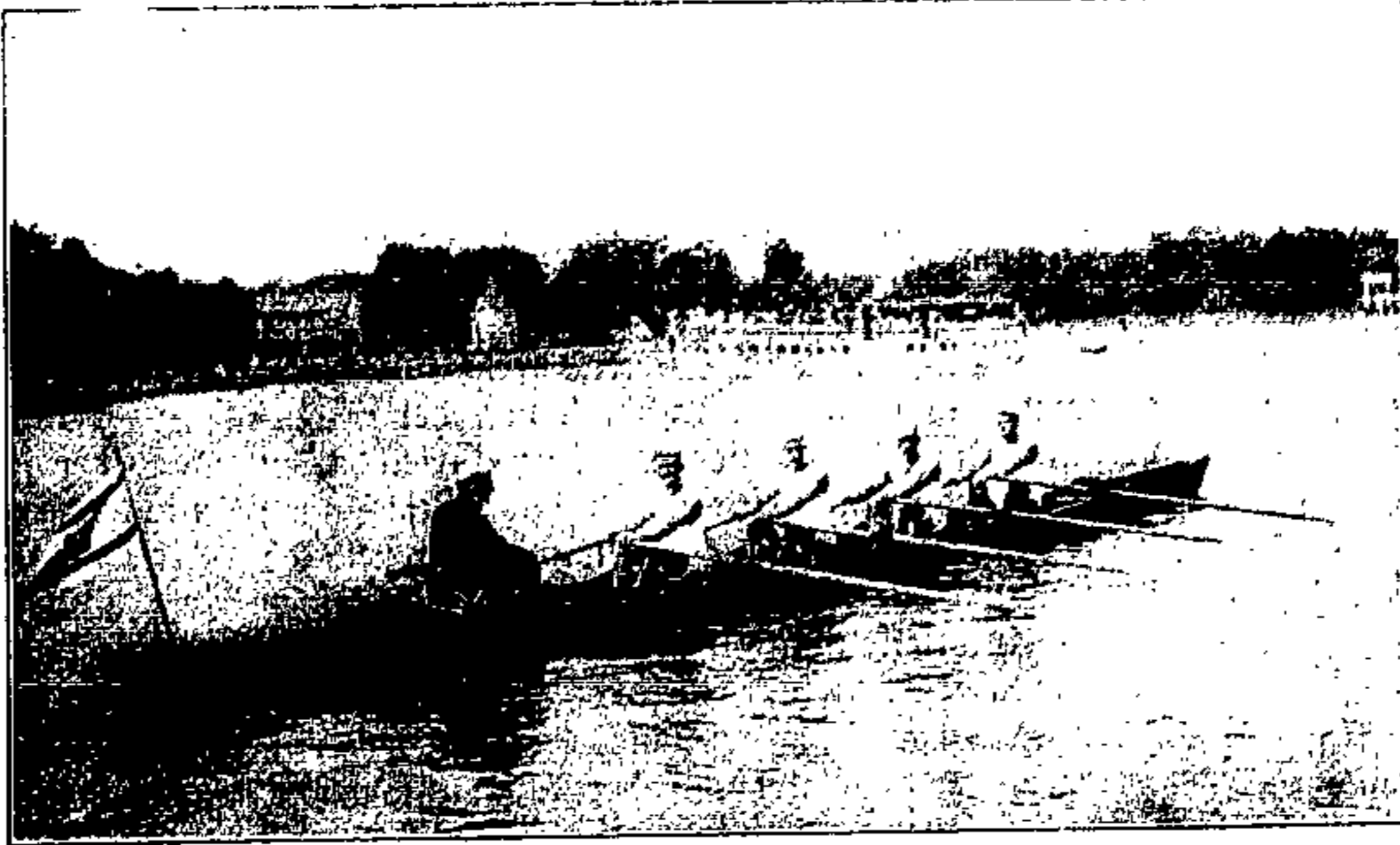
"Wenn sich einer dabei erwischen läßt, dann freilich," nickt der Alte lächelnd. "Aber wenn sich ein ganzes Städtl darin einig ist, daß die alten Buden herunter müssen, die neuen Bau-suchtlinien schon fertig gestellt sind, und vom Rathhause selbst die Winke gegeben werden, wo angefangen werden soll, und was später an die Reihe kommt, dann sind die Paragraphen, die im Strafgesetzbuch stehen, ganz harmlose Dinger, die keinem Menschen was zu Leide tun."

Helmut sieht den Alten einen Augenblick scharf an. "Wenn ich nicht wüßte, daß Sie es mit der Wahrheit sehr ernst nehmen, würde ich darauf schwören, daß Sie mir jetzt einen ordentlichen Bären aufzubinden versuchen."

Der Alte lächelt in seiner milden Weise, dann sagt er ernst: "Es mag schon sein, daß die Sache ganz unwahrscheinlich klingt, wenn man sie so hört. Aber wenn Sie sich in die Situation hineinsetzen, wird Ihnen alles einleuchten, was ich gesagt habe."

"Wie in allen Städten, waren auch die Nothebacher Bürger von Haus aus Handwerker, die nebenher Ackerwirtschaft trieben und Vieh hielten. Darauf war auch die ganze Hauseinrichtung zugeschnitten, mit Ställen, Schuppen und so weiter. Im Laufe der Jahre hatte sich nun vieles geändert. Das Städtl war größer geworden. Die Bürger hatten von ihrem Ackerland Parzellen zu guten Preisen als Bauland verkauft und waren dadurch zu Gelde gekommen. Ein Teil der Handwerker wurde zu Kaufleuten, welche die Waren, die sie feilhielten, nicht mehr selbst herstellten, sondern fertig aus der Fabrik bezogen."

"Das ist eine Entwicklung, die ganz begreiflich und verständlich ist, und die man



Offene Fahrt.

hübsches Sümmchen hinterlassen haben, denn der Sohn betrieb die Sache sofort im großen. Damals kamen gerade die Nähmaschinen auf, da richtete er gleich eine große Nähstube ein. Auf die Dörfer kam er nicht, die Leute mußten ihm ihre Arbeiten nach der Stadt ins Kontor bringen. Dabei war er noch gerissener als sein Vater. Ueberall führte er das große Wort, biß stets den Patrioten heraus und verstand es, sich in der Stadtverwaltung Freunde zu erwerben, mit denen er wohl im geheimen Halbpakt machte, und von denen er erfuhr, was er für seine Spekulationen brauchen konnte. Als dann das Abbrennen losging, hat er große Gewinne geschluckt."

"Gewinne bei dem Abbrennen? Wie ist das zu verstehen, Großvater?" fragt Helmut gespannt.

heute noch täglich beobachten kann," wirft Helmut ein.

"Schon recht," fährt der Alte fort, "es ist nur ein Unterschied im Tempo. Manchmal geht die Entwicklung so langsam, daß man die Veränderung kaum gewahr wird, und manchmal geht es förmlich sprungweise. So war es damals. Die meisten Bürger waren Webermeister. Mit der Weberei ging es, seitdem die mechanischen Webstühle aufgingen zu klappern, rapid bergab. Da sattelten die meisten um. Mit dem Gelde, das sie aus dem Verkauf ihrer Webster gezogen hatten, schafften sie Steppmaschinen an, richteten Steppstuben ein, und bald waren aus den ehemaligen Webermeistern alles Kleinfabrikanten in der Weißwarenindustrie geworden."

"Was wurde denn aus den Webergesellen bei dieser Umwälzung?" fragt Helmut dazwischen.

"Na, wir sattelten eben mit um. Die einen lernten steppen, die anderen bügeln und die meisten gingen, wie ich das später auch getan habe, in die mechanischen Webereien. Zunächst habe ich es auch erst mit der Stepperei versucht."

"Das Geschäft in der neuen Branche ging auch ganz flott, nur die alten Häuser eigneten sich nicht für den veränderten Betrieb. Ställe und Schuppen, die auf den Grundstücken standen, wurden nicht mehr benötigt, während die Räume, die man dringend brauchte, fehlten. Auch die Straßen waren meist eng und windlig. Da mußte eben Luft gemacht werden."

"Das hätte doch auch damit erreicht werden können, wenn man abgerissen und neu aufgebaut hätte," meint Helmut.

"Freilich! Aber da hieß es einfach: Abreißen kostet Geld, Streichhölzer sind billig. Es kam eben in Betracht, daß für die alten Häuser die Versicherungssumme ein paar mal bezahlt worden war. Die Leute bekamen mit der Versicherungssumme nur einen Teil ihres eigenen Geldes wieder, und deshalb hat auch niemand im Anzünden etwas Unrechtes gesehen. Die Feuerwehr, die ja aus denselben Bürgern bestand, half anstecken, und wenn es brannte, spritzte sie dahin, wo es nichts schadete. War alles gut gegangen und wieder eine Anzahl Baracken niedergelegt, dann spendierten die Bürger der Feuerwehr einige Tonnen Lagerbier, und alles war fröhlich und vergnügt."

"Auf welche Weise haben Sie denn Kenntnis von all diesen Vorgängen erhalten, Großvater?"

"Ich mußte als junger Bursche mit bei der freiwilligen Feuerwehr sein, habe übrigens auch ganz gerne mitgemacht, und da tuschelte immer einer dem andern zu, was im Gange war. Ehe eine Partie daran kam, wurde immer erst in aller Stille nachgeforscht, ob nicht irgendwo ein unversicherter armer Teufel zur Miete saß. Der bekam dann einen Wink. Wenn es nicht anders ging, steuerten Verwandte und Bekannte rasch zusammen, damit das arme Luder seine paar Häbseligkeiten in eine Versicherung aufnehmen lassen konnte."

"Die Behörden hätten doch einschreiten müssen!" meint Helmut, dem die Schilderung des Alten nicht recht in den Kopf hinein will.

"Sie stellen sich eben die Sache immer noch falsch vor," entgegnet der Alte. "Nach außen hin wurde alles mit größter Ehrbarkeit gemacht, und wenn es einem eingefallen wäre, öffentlich zu behaupten, es liege systematische Brandstifterei vor, so würde er wegen Beleidigung schwer bestraft worden sein. Brannte es, so arbeiteten wir Feuerwehrleute im Schweige unseres Angesichtes. Da wurden Signale gegeben, Leitern geschleppt, Wassertonnen herangeschafft und gespritzt, daß es nur so eine Art hatte. Nach jedem Brande wurde im Stadtanzeiger rühmend hervorgehoben, daß die Feuer-

wehr mit wahrer Todesverachtung gearbeitet habe. Die Abgebrannten lamentierten zum Götterbarmen; im ganzen Lande hat man sie bedauert und für sie kollektiert, und die Geistlichkeit der Stadt hat ein paar besondere, sehr feierliche Wittgottesdienste abgehalten, in denen der liebe Herrgott inbrünstig angefleht wurde, dem ferneren Wüten des Elementes Einhalt zu tun."

"Und dabei kamen, wie Sie vorhin erzählten, aus dem Rathaus die Winke, wo weiter zu räuchern war," sagt Helmut nun mit herzlichem Lachen. "Das geht doch über alles hinaus, was man sich träumen läßt! — Wie hat es nun der Noack angeestellt, um sich bei dieser Stadtverjüngung noch besonders zu bereichern?"

"Der Noack hat offenbar durch seine Verbindungen am frühesten Kenntnis von den geplanten Veränderungen erhalten. Nur so lassen sich seine Manipulationen erklären. In aller Stille und ganz unter der Hand hat er die Grundstücke auf dem sogenannten Mager, einem kleinen verrufenen Stadtteile, zu Spottpreisen angekauft. Als die elenden Hütten, die auf dem Mager standen, auch abgebrannt waren, und der neue Bebauungsplan bekannt wurde, stellte sich heraus, daß durch den Mager eine neue große Straße geplant war. Und ganz wenig später wurde auch bekannt, daß der Bahnhof der projektierten Eisenbahn unmittelbar neben dem Mager zu liegen kam."

"Aus dem gemiedenen Stadtteil wurde mit einem Schlage der gesuchteste, und für den Geschäftsverkehr bedeutendste. Es dauerte gar nicht lange, so entstand auf dem Noackschen Terrain ein großes Geschäftshaus neben dem anderen. Der Noack muß bei dem Verkauf der Parzellen, selbst wenn er mit seinen Hintermännern teilen mußte, große Summen verdient haben, mit denen er eigentlich hätte zu reisen sein können."

"Wie meinen Sie das, Großvater?" hat sich denn der Noack mit dem guten Geschäft, das er gemacht hatte, nicht genügen lassen?"

"Nein! Der war aufs Schmieden gekommen, und da die Zeitumstände günstig waren, hat er gleich noch einen großen Fischzug gemacht."

"Wie ich schon sagte, kam zu dem Aufschwung, den die Stadt nahm, auch noch der Bau einer Eisenbahn. Das besorgten damals alles Privatgesellschaften, und der Noack war auch bei dem Bahnbau sofort wieder mit an der Spitze. Für die Sache wurde große Reklame gemacht und man versprach sich von der Bahnverbindung goldene Berge. Aus ihrem alten Gleise waren die Leute durch das Aufkommen der Industrie ohnehin gerissen worden, und da bis dahin alles gut gegangen war, herrschte große Unternehmungslust."

"Nein! Ein ordentliches Fieber hatten die Menschen," schaltet die Großmutter ein. "Wer ein paar Taler auf der Sparkasse hatte, hob sie ab und kaufte sich dafür Aktien."

"Schon recht! Die Mäcker rissen eben das ganze Publikum mit sich fort. Das wäre aber nicht möglich gewesen, wenn die Leute nicht die Beispiele vor Augen gehabt hätten, daß Personen aus ihren Reihen, wie der Noack, in verhältnismäßig kurzer Zeit zu Reichtum gekommen waren. Da glaubte jeder, er müsse sich nur flott an allem beteiligen, was die Neuzeit brachte, und ordentlich was riskieren, dann würde er auch bald ein reicher Mann sein."

"Es kam aber anders," wirft die Großmutter dazwischen. "Als die Leute die Aktien auf dem Galse hatten, merkten sie erst, wie sie mit den Dingen angeschmiert worden waren."

"Das kam später. Da gab es freilich Kagenjammer. Zunächst rissen sich die Leute förmlich um die Aktien. Das machte sich der Noack zunutze. Er richtete in seinem Kontor

eine Zeichnungsstelle ein, und da er als reichlicher Mann galt, dem man unbedingt vertrauen konnte, schleppten die Leute ihr Geld zu ihm her, als Anzahlung auf die gezeichneten Aktien. Als der Ansturm vorüber war, brannte der Noack plötzlich ab, und am anderen Tage meldete er Konkurs an, mit der Begründung, daß er durch den Brand all sein Hab und Gut verloren habe."

"Damit kann der Noack aber unmöglich durchgekommen sein," meint Helmut. "Der Schwindel war doch mit Händen zu greifen!"

"Und er hat bei alledem doch richtig gerechnet, der schlaue Noack," entgegnete der Alte. "Zunächst machte der Bankrott freilich viel Aufsehen. In der Konkursmasse war nicht, als die mit Hypotheken belastete Brandstelle. Dagegen waren die Passiven ungeheuer hoch und die Zahl der Geschädigten groß. Da mußte der Staatsanwalt wohl oder übel zugreifen. Der Noack wurde verhaftet und er blieb auch während der ganzen Untersuchung im Gefängnis. Aber bewiesen konnte ihm nichts werden. Nach vier und Velege waren mit verbrannt. Nach zehn Monaten hat man ihn laufen lassen, ob das es zur Erhebung einer Klage kam."

"Unglaublich!" ruft Helmut ganz empört. "Ein solcher Raubzug ist ungeahndet geblieben, und die Noacks konnten sich hinterher ungenierd an ihrer Beute erfreuen?"

"O die haben auch nach dem Bankrott sehr schlaun und geschickt operiert," erwidert der Alte. "Sie spielten die vom Schicksal getroffenen Unglücklichen. Als scheinbar ganz arme Leute zogen sie von Nothbuck fort und siedelten sich hier unten an. Die Frau Noack machte hier auf ihren Namen ein kleines Geschäft auf, das sie auch in den ersten Jahren nur in bescheidenem Umfange betrieb. Als jedes Gras über die Sache gewachsen war, fing sie mit Gewalt an zu vergrößern. Sie kaufte das große Grundstück, das damals Noack überhaubt in der Stadt lag, und erbaute darauf die Miesefabrik. Bis zu ihrem Tode ging alles auf ihren Namen; der Noack machte nur den Geschäftsführer in dem Unternehmen seiner Frau, um von ihr haben die beiden, der jetzige Noack und seine Schwester ihren Reichtum geerbt."

"Danach zu urteilen, kam es sich bei dem was die alten Noacks auf die Seite brachten, um keine Kleinigkeit gehandelt haben. Denn die Fabrik mit ihren Maschinen und Einrichtungen repräsentiert doch einen Wert von diversen Hunderttausenden. Ganz abgesehen von dem Wert des Grund und Bodens, der den Noack gehört."

"Es wird wenig an der Million fehlen was der jetzige Noack sein eigen nennt, wenn es nicht schon mehr ist," meint nachdenklich der Alte. "Und da die Guste sich doch nicht mehr verheiraten wird, erben die beiden Noackschen Kinder später auch deren Teil mit zu."

Helmut sieht nach der Uhr und springt auf. "Ich muß machen, daß ich zur Sitzung komme."

"Wird denn aus der Sonntagsversammlung etwas?" fragt Frau Stöhr noch leise.

"Sawohl!" antwortet Helmut ebenso leise. "Gerade ihretwegen wollen wir heute noch eine Besprechung abhalten, um die letzten Vorbereitungen zu treffen. Wir schlagen unserer Behörde ein Schnippchen und gehen über die Grenze. Ein Redner von außerhalb ist bereit bestellt. Für die hiesigen Arbeiter sollte ich Mann sprechen. Das geht nun freilich nicht mehr; ich soll deshalb für ihn einspringen. — Gute Nacht allerseits."

"Gute Nacht, Herr Berg."

2.

"Sie werden Ihr Lebtag nicht geschickter Neupert! Wie oft habe ich Ihnen nun schon vorgekauft, um was es sich jetzt einzig und allein handelt. Und immer kommen Sie wieder mit derselben Vitanei und dem Geklammer um Ihre alten Leute." Böhnig ruft es Noack seinen

Obermeister zu, der zum Morgenrapport im Privatkontor erschienen ist.

„Ja! Herr Noack. Aber man könnte ja reine aus der Haut fahren, wenn man mit ansehen muß, wie ungeschickt sich die Wöhmannen anstellen. Ich lasse die Maschinen den allerschnellsten Gang gehen und doch kommt nicht ein geschicktes Stück von den Stühlen herunter. Ausschuß, nichts wie Ausschuß! Was soll denn das noch werden, Herr Noack? In zehn Jahren habe ich mit unseren alten Leuten nicht so viel Kerger gehabt, wie mit diesem Dämelsvölk jetzt in einer Stunde.“

„Nimmer wieder die „alten Leute“! Die kriegen Sie alle wieder, wenn sie erst kurre geworden sind. Im übrigen ist es ganz egal, wie es jetzt geht und wieviel Schaden entsteht. Den machen wir allen wieder gut, wenn wir nur ausschalten. Nachdem unsere verrückte Gesetzgebung diesem Kausevölk nun einmal das Recht zum Streiken eingeräumt hat, bleibt uns kein anderes Mittel als Durchhalten. Durchhalten! Von heute ab fahren unsere sämtlichen Geschäftswagen nicht wie bisher täglich einmal, sondern zweimal nach dem Bahnhof. Und hoch aufgestapelt die Pakete auf dem Verdeck! Mit dem Bahnhofsvorsteher ist schon alles verabredet. Hinter der alten Güterhalle, wo es von niemand beobachtet werden kann, werden die Pakete vom Verdeck des Wagens heruntergenommen, in das Innere des Wagens verladen und wieder mit nach Hause genommen. Hier im Hofe werden sie erneut auf das Verdeck geladen und wieder nach dem Bahnhof gefahren. Wenn die Waunde erst sieht, daß alles seinen flotten, geregelten Gang geht, dann wird bald genug dem einen und dem anderen das Herz in die Hosen fallen. Und bröckeln erst einige ab, dann haben wir überhaupt gesiegt.“

„Ich glaube nicht, daß es uns damit gelingt, die Arbeiter zu...“ erwidert Neupert bekümmert. „Die haben scharfe Augen und außerdem ihre Verbindungen, durch die sie alles erfahren. Die wissen genau, in welcher Klemme wir sitzen. Ich sehe es ihnen ja an den Gesichtern an, wenn sie mir auf der Straße begegnen. Da, sehen Sie! Da kommt gerade eine Kolonne dahergeschlendert. Seitdem das Streikpostenstehen verboten ist, gehen sie in losen Trupps an den Fabriken vorbei spazieren. Und wie vergnügt sie sind! Sie lachen uns direkt aus!“

Noack geht mit ein paar hastigen Schritten an das Fenster und sieht hinter der Gardine hervor nach den Streikenden. „Wahrhaftig, die Kerle zeigen zu uns herüber! Na, wartet nur! Euch soll das Feigen noch vergehen! Und wenn die Fabriken ein ganzes Jahr stillstehen sollten, nachgegeben wird nicht. Wir wollen doch sehen, wer es am längsten aushält, ob wir oder ob die großmäuligen Herren vom Textilarbeiterverband. Mit ihrer Unverschämtheit werden es die Verbändler doch noch dahin bringen, daß die deutschen Unternehmer die Einführung von Kulis ernsthaft in Erwägung ziehen. Wenn es auf mich ankäme, ich holte sie morgen schon.“

„Das wäre aber ein Unglück, Herr Noack. Das sollen ja Schweinekerle sein, die Kulis. Voll Unrat und Ungeziefer und ohne Bedürfnisse. Ihr höchster Genuß soll Rattenbraten sein. Wie sollten denn da die Geschäftsleute und Handwerker bestehen, die doch alle nur von den Arbeitern leben. Jetzt hört man schon von allen Seiten Klagen, weil sich die Arbeiter wegen des Streiks auf das Neueste einschränken. Gätten wir vollends die Kulis, dann hörte ja Handel und Wandel ganz auf.“

„Wlech! Was gehen uns die Krämer an! Hauptjache ist, daß wir so billig produzieren, um alle Mitbewerber vom Weltmarkt zu verdrängen. Aber Sie sind auch schon so ein halber Noter!“

„Ja, Herr Noack? Wo ich mich noch bei

jeder Wahl der Ordnungspartei zur Verfügung gestellt habe, ihr Vertrauensmann gewesen bin!“

„Neußerlichkeiten! Innerlich sind Sie bereits angeessen, sonst kämen Sie nicht mit so vielen Wenn und Aber.“

„Nun ja, Herr Noack. Man denkt doch über die Sache nach und zerbricht sich den Kopf, wie wir wohl mit guter Manier aus der schweren Verlegenheit, in der wir stecken, herauskommen könnten. So habe ich schon gerechnet und probiert, ob wir unsere Maschinen nicht noch eine Kleinigkeit könnten schneller laufen lassen, so daß wir in zehn Stunden das gleiche Quantum schafften, wie bisher in zehn und einer halben Stunde. Dann könnten wir den Arbeitern ja nachgeben und ihnen die Verlängerung der Mittagspause um eine halbe Stunde bewilligen. Damit hörte der Streik augenblicklich auf, und wir könnten unsere alten Leute wieder einstellen.“

„Papperlapapp! Wenn die Maschinen noch schneller gehen können, muß das sowieso geschehen. Und von der Arbeitszeit wird nicht eine Sekunde heruntergelassen. Fertig! Und nun schauen Sie nach Ihren Wöhmannen!“

Der Obermeister geht kenszend. Hier ist alles Neden nutzlos, das sieht er ein. Aber unterwegs vom Kontor nach der Fabrik macht er seinem Born in halb lautem Selbstgespräch Luft: „Verfluchter Eigensinn! Mag nun auch alles gehen wie es will! Ich quäle mich mit dem böhmischen Volk nicht mehr herum. Hat ja auch gar keinen Sinn. Die Waunde muß man, wenn erst die alten Leute wiederkommen, doch sofort hinauswerfen. Wahrscheinlich ließen sie selbst jetzt schon weg, wenn sie nicht fürchteten, von den Gendarmen wieder eingefangen zu werden. Ueber die kontraktlich abgeschlossene Zeit bleibt gewiß niemand von der ganzen Gesellschaft, selbst wenn wir sie behalten wollten. Da mögen sie drauflos marfchen.“

Noack beobachtet unterdessen voll Inzorn die Gruppe der Streikenden, die langsam wieder an der Fabrik vorbeigeht. Einer der vor dem Fabriktor postierten Gendarmen rennt über den Straßendam und fordert die Arbeiter in barschster Weise auf, rascher weiterzugehen. In den Gesichtern der Angeschrienenen zuckt es, doch stumm, mit zusammengepreßten Lippen, leisten sie der Aufforderung Folge.

Als die Gruppe außer Hörweite ist, öffnet Noack das Fenster und ruft hinunter: „So war es recht! Gleich auf den Schwung bringen, die Kerle, sowie sie sich nur sehen lassen!“ Darüber überhört er ein leises Klopfen an der Kontortür. Es klopft stärker. Noack ruft ärgerlich: „Herein!“

In der Tür erscheint im Arbeitsanzug ein Weber. Sein Haar ist weiß, das Gesicht voller Falten, der Körper nach vorn übergebogen. Die grauen Augen blicken listig und huschen schnell von einem Gegenstand zum anderen. Nach einem tiefen Wüchling vor seinem Fabrikherrn sagt er: „Der Herr Noack hatte gewünscht, daß ich ihm über alle Neuigkeiten Bescheid bringe.“

„Freilich, Uhlmann! Was war denn gestern wieder los?“

„Allerlei! Und alles war ganz geheim gemacht. Nur die Streiker wußten Bescheid. Ich habe aber einen Schwiegerjohn, der mitstreift. Den dürfen Sie mir freilich nicht zur Last legen, denn über den habe ich keine Gewalt. Er hat schon manchmal auf mich eingeredet, um mich zu den Sozialen hinüberzuziehen. Aber ich habe meinem König treu gedient, ich weiß was der Fahneneid bedeutet und was ich meinem Brotherrn schuldig bin. Und ich denke doch auch, daß ich noch mal ein Pöstchen bekommen werde. Es wird ja manchem was zugeschanzt, der es nicht so verdient und nicht mal richtig wahrnimmt. Das sollte bei mir nicht vorkommen!“

„Ja, ja, Uhlmann, erzählen Sie jetzt nur, was gestern passiert ist,“ unterbricht Noack ungeduldig den Alten.

(Fortf. folgt)

## Die Entwicklung der Arbeiter-Sport-Vereine.\*

### Die Arbeiter-Radfahrer-Vereine.

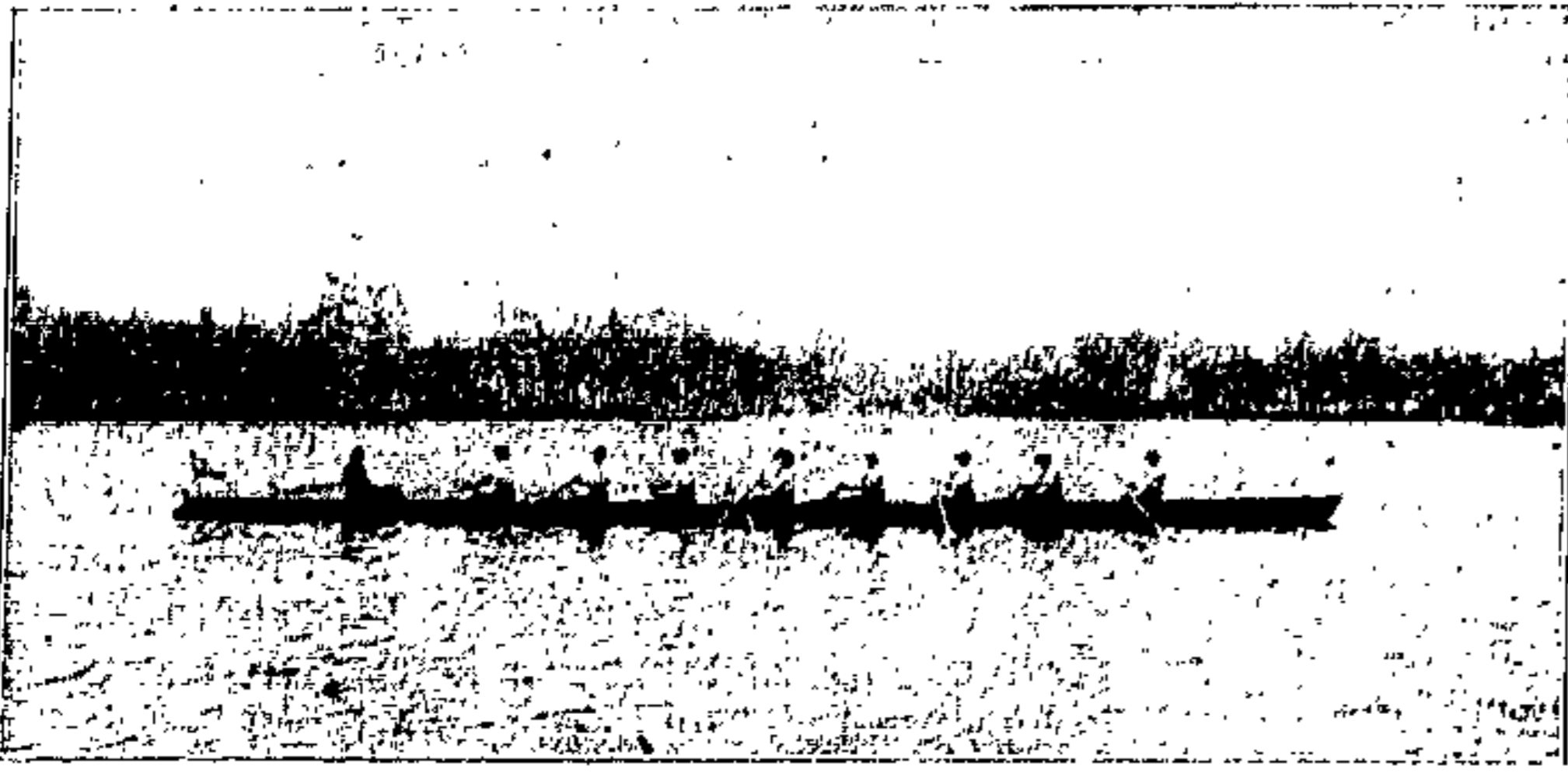
Von M. Cabot.

Die ersten Radfahrervereine entstanden bereits anfangs der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts; ihre Mitglieder waren ausschließlich Angehörige der besitzenden Klasse. Das Radfahren bildete in jener Zeit eine angenehme Beschäftigung derer, die durch Arbeit für des Lebens Unterhalt nicht beschwert waren. Das Rad war damals „salonfähig“. Heute besitzt es nur noch wenig Freunde in jenen Kreisen. Bei den Minderbemittelten ist es dafür zu desto höherer Ehre gelangt. Es ist ein praktisches, nütliches und allgemein beliebtes Verkehrsmittel des Volkes geworden. Bis Anfang der neunziger Jahre waren die noch wenig zahlreichen radfahrenden Arbeiter, soweit sie überhaupt Radfahrervereinigungen angehörten, in den bestehenden bürgerlichen Vereinen zerstreut. Dem bereits 1884 gegründeten und heute noch bestehenden Deutschen Radfahrerbund, der in seiner Blütezeit 50 000 Mitglieder zählte, seit Jahren aber an chronischem Mitglieder-schwund leidet, gehörte in der ersten Zeit wohl auch eine ziemlich erhebliche Zahl bessergestellter Arbeiter an. Der dort gepflegte und heute noch die Hauptaufgabe dieses Verbandes bildende Menntport und der sich immer widerlicher breitmachende patriotische Klumbim hat sie jedenfalls bald daraus vertrieben und zur Gründung von Arbeiter-radfahrervereinen veranlaßt.

Die erste Anregung hierzu ging im Jahre 1893 von Hirsch aus. In einem Aufruf, der im August genannten Jahres in fast allen Parteimätern erschien, wurde aufgefordert, dem Beispiele der Arbeiterturner und -Sänger zu folgen und Arbeiter-radfahrervereine zu gründen und diese zu einem Verbandszusammenschließen. Als Zweck der Organisation war neben der Pflege des Radfahrports die Indienststellung der Arbeiter-radfahrer bei der Agitation für die sozialdemokratische Partei angegeben, wobei auf die guten Dienste besonders hingewiesen wurde, die die Arbeiter-radfahrer bei den Wahlen 1893 geleistet hatten. Der Aufruf fand Anklang; anfangs Oktober 1893 fand eine Konferenz in Leipzig statt, deren Teilnehmer die zum Teil weite Entfernung per Rad zurückgelegt hatten. 13 Orte, an denen bereits Arbeiter-radfahrervereine sich gebildet hatten, entsandten Vertreter. Sie beschloßen den Zusammenschluß der Vereine zu einem Bunde; die in den bürgerlichen Verbänden übliche Sportsererei und das Menntwesen sollten verpönt, die Pflege des Tourenfahrens, die bei den Klassenossen die Freude am Wandern und an den Schönheiten der Natur wecken und pflegen sollte, Zweck und Ziel des Bundes sein. An erster Stelle sollte jedoch die Pflege der politischen Agitation stehen, da das Fahrrad jederzeit leichte Verbindung nach allen Richtungen und selbst bis in die entlegensten Orte ermögliche. Als Sitz des Bundes wurde Leipzig bestimmt. Vegreifflicherweise fand er bei den sächsischen Behörden keine Gegenliebe. Die Amtshauptmannschaft Leipzig löste den Bund auf, noch bevor er sich richtig gebildet hatte.

Unmittelbar darauf wurde jedoch eine neue Organisation gebildet; diesmal vermittelte man

\* Wir verweisen auf den in diesen Tagen erscheinenden „Neue Welt-Kalender“ für das Jahr 1911, (Muer u. Co., Hamburg) in welchem unsere Leser einen Artikel von Dr. M. Silberstein „Sport und Arbeiter“ finden werden, der die hygienische Seite der von der Arbeiterschaft gepflegten Sportarten behandelt.



„Damen-Achter“ (Rad.-B. „Vorwärts“).

die Fehler der ersten Gründung, und unter Berücksichtigung der vereinsgesetzlichen Bestimmungen schuf man eine lose Organisation, die durch Vertrauensmänner die Fühlung unter den Vereinen aufrecht erhielt. Aber auch hier wurde wieder die Pflege der politischen Agitation als Hauptzweck festgehalten. Im Oktober 1895 gab diese Organisation bereits eine eigene Zeitung an ihre Mitglieder aus, den heute noch erscheinenden „Arbeiter-Radfahrer“.

Die Vereine konnten jedoch in ihrem losen Zusammenhange keine wesentlichen Fortschritte machen. Bereits 1896 sah man ein, daß die Organisationsform eine festere sein müsse. Im Mai 1896 wurde deshalb der jetzt fast alle Arbeiterradfahrervereine umschließende Bund unter dem Namen „Solidarität“ gegründet. 18 Vereine mit 476 Mitgliedern schlossen sich ihm an.

In den Satzungen des neuen Bundes wurde die Bestimmung, daß die Organisation in erster Linie der politischen Agitation dienen sollte, fallen gelassen. Mit Recht wurde bemerkt, daß die Pflege der Agitation Sache der politischen Organisationen sei. Ausdrücklich wurde aber

festgesetzt, daß der Zweck des Bundes der angeschlossenem Arbeiter sei, sich diesen anzuschließen und dort bei jeder Gelegenheit die Agitation fördern zu helfen. Ausgesprochenen Zweck des Bundes sollte die Pflege des Radfahrens sein, worunter die Veranstaltung von Touren, Wanderfahrten und die Förderung des Saalfahrens zu verstehen sei.

Dem neuen Bunde traten in kurzer Zeit noch 11 neue Vereine bei, und als im Jahre 1897 der erste Bundestag zusammentrat, gehörten dem Bunde bereits 55 Vereine mit nahezu 1400 Mitgliedern an.

Von nun an ging es entsprechend der immer mehr zunehmenden Verbreitung des Fahrrades in der Arbeiterschaft rasch vorwärts; 1898 waren 85 Vereine mit 2300 Mitgliedern, 1901 bereits 231 Vereine mit 6200 Mitgliedern, 1902 11750 und Ende 1903 19200 Mitglieder vorhanden. Als lästig und schädlich für die Entwicklung wurde der Umstand empfunden, daß namentlich in Großstädten mehrere Vereine

existierten, die dem Bunde angeschlossen waren. Die Vereine rivalisierten untereinander; sie waren zum Teil klein und wenig aktionsfähig, in bestimmten Dingen (wie z. B. Lokalfragen) einflusslos. Dazu kam die Zersplitterung der individuellen und materiellen Kräfte. Berlin z. B. hatte damals zirka 20 Vereine, von denen nur 3 über 100 Mitglieder zählten; zu einem Ganzen vereinigt, konnten diese Vereine an Macht und Einfluß und Achtung nur gewinnen.

Dem 1904 in Erfurt zusammentretenden Bundestage lag deshalb ein Antrag vor, der ver-

jetzt noch in Berlin befindet. Dem Beispiele der Berliner folgten später noch einige andere Orte, so daß der neue Bund zirka 1200 Mitglieder umfassen konnte. Er hat es bis auf 1800 gebracht, die seit Jahren konstant geblieben sind. Sonst aber hatte dieser Beschluß für die Entwicklung des Arbeiterradfahrervereins und den Bund „Solidarität“ die allerbesten Folgen. Noch im Jahre 1904 stieg die Mitgliederzahl um 20 000. Seitdem war der Zuwachs enorm. Heute umschließt der Bund 3000 Vereine mit zirka 130 000 Mitgliedern. Stadt und Land sind hierbei gleich stark vertreten. In den Städten, in denen früher 10, 15, 20 und noch mehr kleine Vereine bestanden, bestehen heute große Zentralvereine, die bis zu 2000 Mitgliedern zählen. In den Kleinstädten und Landorten hatte von vornherein die Kräftezer-

splitterung nicht Platz gefunden. Es gibt heute kaum einen namhaften Ort, in dem der Bund nicht Fuß gefaßt, und auch auf dem flachen Lande, wo die gewerkschaftliche und politische Organisation der Arbeiterklasse schwer Eingang finden konnten, ist er vorgeedrungen und hat diesen die Wege geebnet.

Die dem Bunde angeschlossenen Vereine verfolgen als Hauptzweck die Pflege des Tourenfahrens; fast alle Vereine veranstalten regelmäßige Ausfahrten, die in die nähere oder weitere Umgebung führen; das Remisewesen ist verpönt. Vereine, die solche veranstalten, verfallen dem Bundesstatut, die solche nicht veranstalten, sind nicht dem Statut angeschlossen. In der Tat ist namentlich für den Großstädter das Rad ein viel zuverlässigeres und bequemer Mittel, aus dem Häusermeer in die freie Natur zu gelangen, als unsere Straßen- und sonstigen Bahnen. Neben dem Tourismus pflegen die meisten Vereine das Reigenfahren; ihre Aufführungen hat gewiß mancher unserer Leser bei Festen der Arbeiterschaft schon zu beobachten die Gelegenheit gehabt. Die Beiträge der Mitglieder in den Vereinen betragen im Höchstfalle 40 Pf. pro Monat (Bestimmung des Bundesstatuts); hiervon

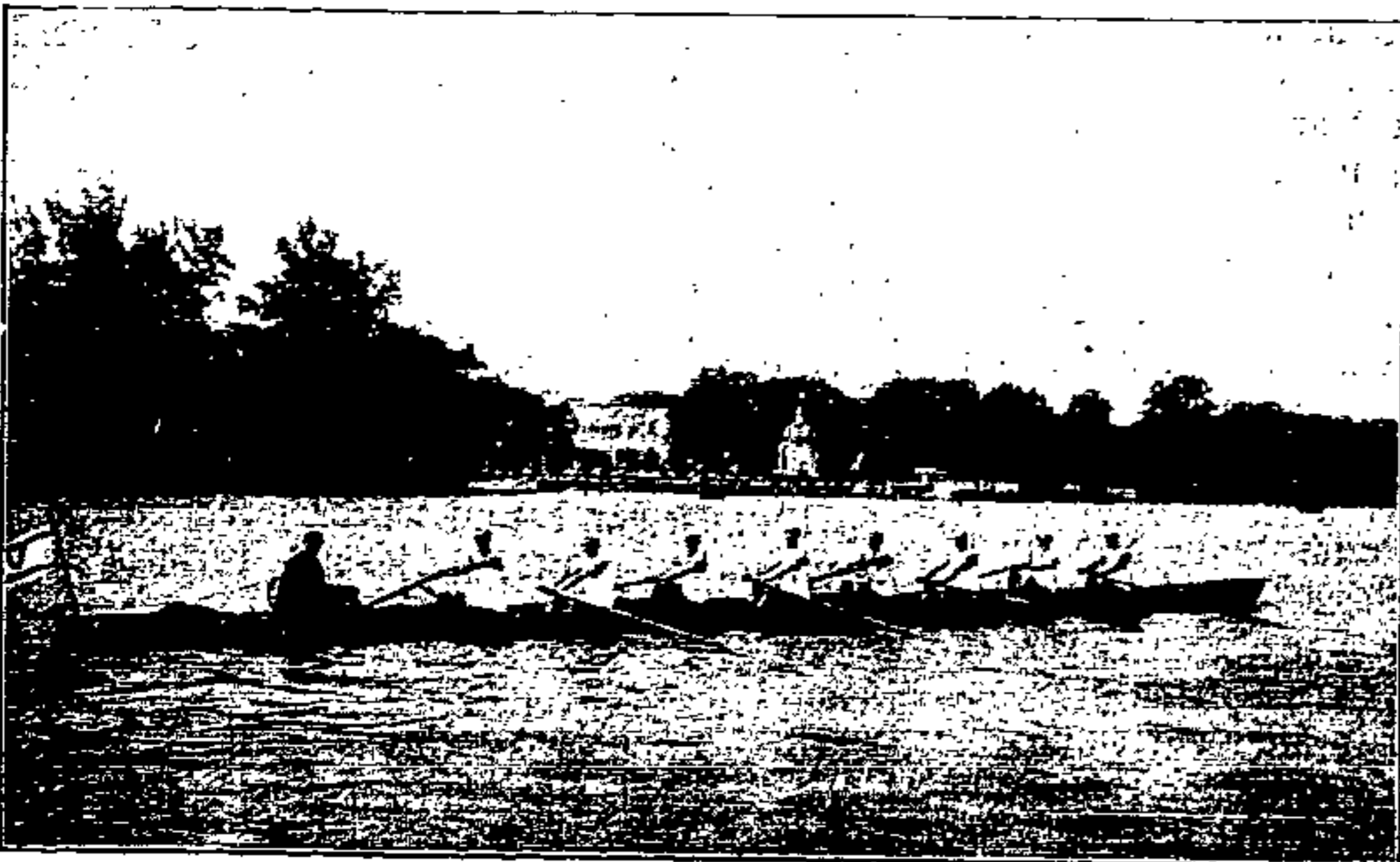


„Stern“-Reigen.

langte, daß an jedem Orte nur ein Arbeiter-radfahrerverein dem Bunde angehören könne.

Der Antrag wurde mit übergroßer Majorität angenommen. Er hatte zur Folge, daß in allen Städten, in denen mehrere Vereine bestanden, diese sich auflösen und zu einem einzigen Verein zusammenschließen mußten. Die Umwandlung ging zwar etwas langsam, aber doch fast reißlos vor sich. In Berlin splitterte sich leider ein Teil der kleinen Vereine ab und bildete 1905 eine neue Vereinigung, den heute bestehenden Arbeiter-Radfahrerbund „Freiheit“, dessen Sitz sich

haben die Vereine pro Mitglied und Monat 20 Pf. an den Bund abzuführen. Hierfür übernimmt die Bundeskasse eine Reihe weitgehender Verpflichtungen den Mitgliedern gegenüber. Neben der monatlich zweimal erscheinenden Zeitung „Der Arbeiter-Radfahrer“, die jedem Mitglied kostenlos zugestellt wird, erhalten sie Rechtschutz bei Bestrafungen wegen Vergehen gegen die Verkehrsordnung, wenn die Verstöße nicht absichtliche sind oder aber wenn die Sache für Radfahrer von prinzipieller Bedeutung ist. Die Kosten hierfür betragen 1909 8400 Mk. Bei Radunfällen, die Erwerbslosigkeit zur Folge haben, zahlt die Bundeskasse je nach der Mitgliedschaftsdauer pro Tag 1 bis 2 Mk. Unterstützung bis zur Dauer von 13 Wochen; hierfür wurden 1909 insgesamt rund 63 000 Mk. ausgezahlt. Den Hinterbliebenen verstorbener Mitglieder wird Beihilfe zu den Beerdigungskosten gewährt, die zwischen 30 und 75 Mk. betragen kann; im letzten Jahre gelangten 13 600 Mk. zur Auszahlung. Ein besonderer Fonds dient zur Unterstützung solcher Mitglieder, die durch



„Achter“ (Rad.-B. „Vorwärts“).



„Post“-Reiten.



„Moulinier“-Reiten.

längere Krankheit, Arbeitslosigkeit oder sonstige Ursachen in Not geraten sind. Aus der Bundeskasse werden jährlich diesem Fonds 2000 Mk. überwiesen; die Solidarität und Opferwilligkeit der Vereine und ihrer Mitglieder hat bei außerordentlichen Anlässen außerdem dem Fonds reichliche Mittel zufließen lassen, so daß in vielen Fällen Not und Elend gemildert und so manche Träne getrocknet werden konnte.

In den letzten Jahren hat der Bund den Ein- und Verkauf der für Radfahrer notwendigen Bedarfsartikel in die Hand genommen. Das 1905 in Berlin gegründete Fahrradhaus „Frischauf“ ist mit den Mitteln des Bundes errichtet. Im letzten Geschäftsjahre bezifferte sich der erzielte Umsatz für Fahrräder, Ersatzteile usw. auf nahezu 300 000 Mk. und kam ganz gut auf das Doppelte gesteigert werden; im Jahre 1910 war bereits im Mai diese Umsatzzahl erreicht. Das Unternehmen besitzt neben dem Berliner Hauptgeschäft, in

dem ein Teil der Bedürfnisse in eigener Regie hergestellt wird, Zweiggeschäfte in Leipzig, Kiel,

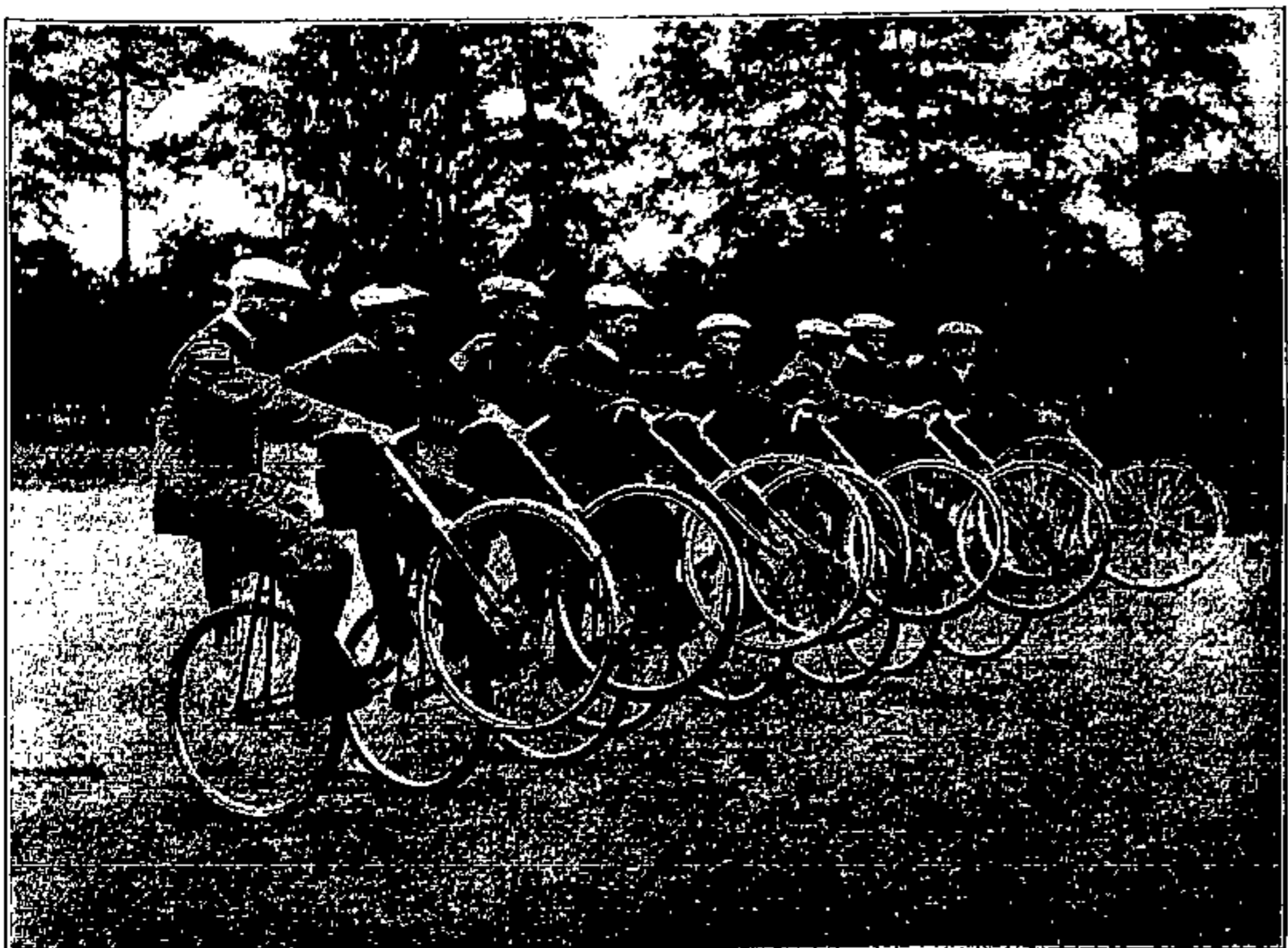
seiner Entwicklungsmöglichkeit und ist bereits heute zu einem achtunggebietenden Faktor auf dem Fahrradmarkt emporgestiegen. Wie bei den Konsum-Vereinen suchen auch hier die Händler und Fabrikanten der Branche dem Unternehmen alle möglichen Schwierigkeiten in den Weg zu legen; bis jetzt ohne Erfolg. Daß die Arbeiter-Radfahrervereine im einzelnen sowie der Bund als Ganzes sich der besonderen Aufmerksamkeit unserer Staatsbehörden erfreuen, sei mir nebenbei noch bemerkt; besonders Preußen und Sachsen leisten hierin Hervorragendes. Wir wollen es uns versagen, im einzelnen darauf einzugehen. Es sei nur darauf verwiesen, daß durch die Drangsalierungen der sächsischen Behörden die Bundesleitung im Jahre 1907 den bis dahin in Chemnitz befindlichen Sitz des Bundes nach Offen-



Ein „Sechser“ auf der Fahrt (Rud.-V. „Freiheit“).

Samburg, Dresden, Magdeburg, Karlsruhe, Offenbach a. M., ferner Niederlagen in zirka 100 Orten. Das Unternehmen steht am Anfange

bach a. M., in das etwas liberale Hessen, verlegen mußte. Der Arbeiter-Radfahrerbund „Solidarität“ ist heute nicht nur die größte, sondern auch die



Reitenfahren, von Arbeiter-Radfahrern ausgeführt.

am besten fundierte Organisation auf diesem Gebiete. Alle bürgerlichen Organisationen zusammen zählen kaum halb so viel Mitglieder.

Die Arbeiterradfahrervereine und ihre Vereinigung haben somit vollauf bewiesen, daß sie Großes und Segensreiches leisten können auf einem Felde, das abseits vom großen Kampfplatz der modernen Arbeiterschaft zu liegen scheint. Sie vergessen aber nie, daß sie nicht ohne Zusammenhang mit dieser existieren können, daß sie neben den Pflichten ihrer Organisation als Radfahrer eine andere, höhere und wichtigere Pflicht zu erfüllen haben: im Befreiungskampfe des Proletariats voll und ganz ihren Mann zu stellen.

### Die Arbeiter-Rudersport-Vereine.

Von F. Locke.

Der Rudersport kann im allgemeinen nur von mehreren gemeinsam ausgeübt werden; das bedingt ein festes Zusammenhalten in Gruppen oder Vereinen und zugleich auch ein tatkräftiges Zugreifen des einzelnen; denn wenn erst ein Boot da ist, heißt es, dasselbe auch sorgsam zu behandeln. Bei der Arbeiterschaft hat dieser Sport freilich bisher nur in recht bescheidenem Maße Anklang gefunden. Wohl besteht in Berlin ein größerer Verein, „Vorwärts“, der durch sein reiches Bootsmaterial mit an erster Stelle sämtlicher Rudervereine steht, doch ist seine Mitgliederstärke im Verhältnis zu den Radfahrern und Turnern klein zu nennen. Weit verbreitet ist nämlich die Ansicht, daß der Rudersport bürgerlich, d. h. kostspielig, sei. Allerdings sind die Gewohnheiten der bürgerlichen Klubs mit ihren reichen Gönnern und bemittelten Mitgliedern derart aufs Geldausgeben zugeschnitten, daß sie für einen Arbeiterverein gar nicht in Frage kommen. Um so mehr erhöht sich aber der Ruf des Rudersports bei den Arbeiterrudervereinen. Denn alle Liegenenschaften, z. B. der Berliner Arbeiterrudervereine, sind ausschließlich aus eigener Kraft erworben, sie geben ein herrliches Zeugnis von Opferfreudigkeit ihrer Mitglieder für diesen gesundheitlich hervorragenden Sport.

Die dem „Freien Ruderbund“ angeschlossenen Vereine können teilweise auf ein beträchtliches Alter zurückblicken. Als ältester ist der „Vorwärts“ zu nennen. Er wurde im Mai 1892 gegründet. Leicht waren seine ersten Jahre nicht; denn abgesehen von finanziellen Schwierigkeiten, ließ es sich die bürgerliche Presse anlegen sein, ihm ungeteilte Aufmerksamkeit zu widmen. So dürfte es manchem Leser dieser Zeilen noch erinnerlich sein, wie einige Blätter zeterten, als der „Vorwärts“ den ersten Damenachter auf der Spree fahren ließ. Und nicht allein hier in Deutschland, sondern für den ganzen Kontinent war dieses Geschehnis ein sportliches Ereignis. Es wurde angeführt, daß es unästhetisch sei, weibliche Personen rudern zu sehen; zudem sollten die Insassen dieses Achters sozialistische Millionärstöchter sein usw. Speziell im Damenrudern hat dieser Verein nicht nur hervorragendes geleistet, sondern diesen Teil des Ruderns überhaupt erst in Deutschland, speziell in Berlin populär gemacht, so daß es heute nichts Seltenes mehr ist, eine gut eingefahrene Damenmannschaft mit einer gleichen Männermannschaft lustig „matchen“ zu sehen.

Das Bootsmaterial der Arbeiterrudervereine ist das aus Eichen- oder Zedernholz hergestellte Gigboot, das man je nach Größe in Zweier, Vierer, Sechser und Achter einteilt. Die Bedienung dieser Boote ist verschieden, wie unsere Bilder zeigen. Das zum Rudern benötigte Ruder nennt man fachtechnisch Riemen oder Skull. Der Riemen ist derart hergestellt, daß der Ruderer nur einen bedienen kann, während das Skull handlicher und kleiner ist und

somit dem Ruderer gestattet, zwei seiner Art zu benutzen. Die Bezeichnungen „Riemen“ und „Skull“ geben auch die Tätigkeit in „riemen“ und „skullen“ an. Selbstverständlich sind die Boote eigens zu einer dieser Ruderart eingerichtet. Der Anschaffungswert eines Vierers beträgt 650 Mk. Ein Achter stellt sich im Werte auf das Doppelte, während ein Doppelstuller 450 Mk. kostet.

Als zweitältester Ruderverein ist die im Jahre 1895 gegründete „Collegia“ anzusehen. Ursprünglich als lose Vereinigung gedacht, wuchs dieser Verein sich immer mehr zum Arbeiterverein aus. Originell mutet für den Wassersportler die Art an, wie sich die Gründer ihr Bootsmaterial beschafften. Da die Mittel für ein gutes Boot nicht ausreichten, mußten einige eifentehlich besessene Mitglieder daran gehen, aus Zink regelrechte Koffschboote herzustellen, die jedem Bootsbauer alle Ehre gemacht hätten. Jetzt ist natürlich das Bootsmaterial das gleiche wie in den übrigen Vereinen. Das Bootshaus der „Collegia“ steht an der Havel bei Tiefwerder, von wo aus nach kurzer Fahrt die landschaftlich herrlich gelegenen Partien am Wannsee, bis Medtitz usw. erreicht werden können.

Ebenfalls wie der „Vorwärts“ hat der jüngere Arbeiterruderverein „Freiheit“ sein Bootshaus in Stralau; auch er hat sich bereits zu einer respektablen Größe entwickelt.

Es ist im Wassersport allgemeiner Brauch, daß jeder Verein seine eigene Flagge hat, und so prangt denn als „Vorwärts“-Flagge auf weißem Felde zwischen zwei roten Längsstreifen ein rotes „V“. „Collegia“ führt auf blauem Grunde ein weißes, spitz aufgestelltes Quadrat, in dessen Mitte ein roter Stern sichtbar ist. „Freiheit“ hat die weiße Flagge mit zwei quer übereinanderliegenden roten Streifen gewählt, in deren Treffpunkt ein „F“ eingelassen ist.

Um sich das Bootsmaterial abschaffen zu können, über welches die drei Vereine verfügen, so kommen wir zu der respektablen Anschaffungssumme von 22 850 Mk., wozu sich reiches Ersatzmaterial u. a. m. gesellen. Eine große Rolle spielt beim Rudern die Bootshausfrage. Um sich nicht als Spielball der Launen Einzelner brauchen zu lassen, muß diese Frage durch Kauf- oder Mietvertrag gelöst werden. „Freiheit“ und „Collegia“ lagern ihre Boote in eigenen Schuppen, während der „Vorwärts“ ein eigenes Bootshaus besitzt, das von seinen Mitgliedern, die sich zu einer Drogenoffenschaft zusammengeschlossen haben, erstanden wurde.

Tritt ein neues Mitglied dem Verein bei, so gelangt es zuerst in die Hand des Instructors, der es mit dem Rudern bekannt macht. Hierzu dient als Boot ein am Land befestigter Kasten. Einige Übungsstunden genügen und wir sehen den jungen Ruderer Sonntags nach glatter Fahrt sich lustig an den lieblichen Ufern der Spree, Dahme und Havel kummeln. Froh in dem Bewußtsein, nach langen Arbeitstagen in freier Natur atmen zu können, bereitet er sich auf mitgebrachten Kochapparaten sein Mittagsgemahl; er zeigt somit der jungen Arbeiterschaft aufs deutlichste, in welcher angenehmen und hygienisch nützlichen Weise Sport und Sonntagsvergnügen miteinander verbunden werden können.

(Fortsetzung folgt.)

### Die Vetterchen als Feinde des Menschen.

Von G. Theising.

(Fortsetzung.)

Bruce entdeckte nämlich in dem Blute von Antilopen einen kleinen Parasiten, den er zuerst als das bereits bekannte *Trypanosoma Evansi*, den wahrscheinlichen Erreger der Surra, ansprach, die in Vorder- und Hinterindien ähnliche Ver-

herungen anrichtet wie die Tsetsefliege in Afrika. Denselben Parasiten vermochte Bruce auch in dem Müßel der Fliegen nachzuweisen, die an einem erkrankten Tiere gesogen hatten; ja es gelang ihm auch mit Hilfe solcher Fliegen, wenn er sie an gesunden Tieren saugen ließ, künstlich die Seuche auf Pferde, Esel, Minder und andere Tiere zu übertragen. Damit war der Zirkel geschlossen und kein Zweifel, daß die Wirkung der Fliegenstiche lediglich in der Uebertragung der Parasiten beruht. Daß außer der Glossinormositas auch noch andere Insekten als Ueberträger des *Trypanosoma Brucei* in Frage kommen, wird zwar von mancher Seite behauptet, konnte aber bisher nicht einwandfrei festgestellt werden.

Der Verlauf der Krankheit ist etwa folgender: Nach einer Zwischenzeit (Inkubationszeit) von ungefähr 9 bis 10 Tagen nach erfolgter Infektion treten bei dem betreffenden Tiere die ersten Krankheitserscheinungen auf. Während dieser Zeit haben sich die Parasiten in dem Milz ihres Wirtes riesenhaft vermehrt und es macht sich eine starke Temperaturerhöhung bemerkbar. Die Vermehrung der Trypanosomen ist wahrhaft erstaunlich. Bereits vierzehn Tage nach dem Stich der Fliege enthielt ein Kubikzentimeter Blut zirka 140 000 Parasiten. Hand in Hand mit der Zunahme der Trypanosomen geht eine rapide Abnahme der roten Blutkörperchen in vielen Fällen bis auf ein Fünftel der normalen Zahl. Die erkrankten Tiere bekommen allmählich ein mattes, schlaffes Aussehen, die Augen sind trüb, bisweilen tritt sogar Erblindung ein. Die Milz schwillt stark an, der Körper beginnt abzumageren und unter dem Zeichen einer hochgradigen Blutarmut (Anämie) tritt endlich der Tod ein. Der gesamte Verlauf der Krankheit schwankt zwischen 6 Wochen bis zu einem Jahre. Wahrscheinlich ist die Tsetsefliege ursprünglich ein Lebewildes und wird von diesem erst auf die Haustiere übertragen. Jedenfalls ist es eine alte Erfahrungstatsache, daß die Krankheit mit dem Fortwandern des Wildes aus einer Gegend häufig verschwindet. Bei seiner letzten großen Expedition wurde diese Frage eingehend von Robert Koch untersucht, der dabei zu dem radikalen Auskunftsmitte kam, man sollte in den verseuchten Landstrichen alles Großwild ausrotten. Mit Recht betont demgegenüber D o s l e i n, daß es in diesem Falle eine Kulturpflicht wäre, große Reservatgebiete anzulegen, in denen die Tiere vor völliger Vernichtung geschützt blieben.

Ich habe schon erwähnt, daß es aus manchen Gründen unwahrscheinlich ist, daß die Trypanosomen in der Tsetse eine besondere Entwicklung durchmachen, so spricht z. B. dagegen auch schon die bekannte Tatsache, daß bereits vier Tage nach dem Saugen der Glossina an einem infizierten Tiere nur noch absterbende Trypanosomen in dem Fliegenkörper gefunden werden und der Stich nicht mehr infektiös ist.

Bemerkenswert ist endlich noch eine Beobachtung Bruce's, daß sich Gunde bisweilen durch Fressen von Fleisch trypanosomenkranker Tiere anstecken können. Ebenfalls darf es nicht schlecht hin von der Hand gewiesen werden, daß auch gelegentlich eine direkte Uebertragung beim Geschlechtsakte stattfindet wie bei der Weichhäufigkeit. Jedenfalls ist gerade in dem letzten Jahre diese Form der Ansteckung wiederholt bei der noch zu besprechenden Schlafkrankheit beobachtet worden.

Wir hörten vorher schon, daß auch die verderbliche Surra, die den Engländern in ihren indischen Kolonien so viel zu schaffen macht, von einem Trypanosoma (*Trypanosoma Evansi*) verursacht wird. Als Ueberträger der Seuche sollen verschiedene Fliegenarten eine Rolle spielen. Nach anderer Meinung freilich ist verseuchtes Wasser die eigentliche Quelle der Infektion.

(Fortsetzung folgt.)

## Von freundes Hand.

Teilerzählung des Zyklus „Unterirdische Menschen“, von H. Strug. Aus dem Polnischen übersetzt von E. Hirschfeld.

(Fortsetzung.)

Sicher hätte Waler getan, was man von ihm verlangte, hätte sich Karas nicht unglücklichlicherweise so an die Tür gestellt, als wollte er den Ausgang wehren. Mit einem Sprunge war Waler an der Tür, und Karas flog in die andere Ecke der Stube zwischen Tischer und Töpfe, so daß die Scheiben klirrten. Die Tür erdröhnte, der Riegel sprang unter Walers Fingern, und trachend fiel die Tür hinter ihm ins Schloß.

In der Stube schwirrten die Stimmen durcheinander. Man zog über Waler her, schimpfte über Karas, selbst der alte Meichert wurde nicht geschont. Einige griffen nach ihren Mäßen. Nur Karas, der ganz zerschunden war, bestand mit haschlühenden Augen darauf, daß man noch bleibe. Es sollte abgestimmt werden, falls die Sache fehlschlägt, sollte Waler es mit seinem Leben bezahlen. „Es wird sich schon einer finden, der mit ihm fertig wird. . .“

Alle waren sich jedoch einig darüber, daß man sich beeilen und das Urteil, um etwaige Quertreibereien zu verhindern, schon morgen vollstreckt werden müsse.

„Morgen um diese Zeit muß alles zu Ende sein, sonst kriegt die Manaille Wind, liegt es uns sogar von den Augen ab, entschließt und verrät uns sofort, einfach, um sich zu retten.“

„Na, also wer übernimmt es?“ . . .  
Alle wußten ja, daß diese Frage kommen mußte. Ja, mehr als einer hatte den ganzen Abend an nichts anderes gedacht, und nun ging es doch wie ein Schauer über die Anwesenden. Und durch das dumpfe furchtbare Schweigen, das der Frage folgte, klang Karas höhnende Stimme: „Na, Karas werde ich's wohl sein.“ . . .

Waler strömte durch die pechschwarze Nacht, watete mit seinen Niesenschritten durch die Quer- und Seitengäßchen der Wola, durch hochaufspringenden Straßenkot. Wenn ihm ein Bekannter angehalten und gefragt hätte, wohin er eile, er hätte nichts zu erwidern gewußt. Ja, eine derartige Frage hätte ihn in Erstaunen gesetzt. Die raube Kälte, das tolle Dahinstürmen, selbst die undurchdringliche Dunkelheit brachten ihm Erleichterung. Allmählich stockte der wahnwitzige Kreislauf seiner Gedanken und auch der quälende Schmerz in den Schläfen ließ nach. Wie im Traume hastete er dahin, wie von einer fremden Gewalt getrieben, der er sich willig überließ. Er holte tief Atem in geheimer unbewußter Freude, daß er sich mit jedem Schritte von einem furchtbaren Orte, einer schrecklichen Gefahr entferne. Erst als im Dunkel das Gerüst des Elevators auftauchte und sich immer deutlicher vom Himmel abhob, erst als er über die Schienen der Ringbahn stolperte, begann er sich, wo er sich befand. Hier erst packten ihn wieder Gedanken, die ihn mit Grauen und Widerwillen erfüllten. Schweigend, die Zähne aufeinandergebissen, begann er mit beiden Händen seinen eigenen Kopf zu bearbeiten. Ein Stöhnen ohnmächtiger Wut entrang sich ihm. Er ballte die Fäuste und schlug in der Dunkelheit um sich, streckte die Fäuste jemand drohend entgegen — doch wem? Das quälte ihn eben am meisten, daß er nicht wußte, wem er die Schläge zugedacht, wem er zu Drei schlagen wollte. Das konnte wahrscheinlich nur dem Karas gelten. . . Bei der Erinnerung an ihn schlugen ihm die Zähne aufeinander. Diese ewig höhnen Augen! Windelweich möchte er ihn schlagen. Und die anderen? Alle gegen einen — wie eine Meute mit Gallo und Hussaffah! Sie glauben eben alle, daß es wahr ist! Wahr! Wie angewurzelt bleibt er plötzlich stehen: warum ist es ihm nicht früher eingefallen? Warum jetzt erst zum ersten Male? Dabei war es doch so einfach! Warum hat er auch dort sofort ge-

glaubt? Warum war er nur solch ein Esel, gleich hinter dem Haufen herzulaufen? Nun hat er so viel unnütze Qual ausgestanden! Das Herz sprang ihm vor Freude. Es ist nicht wahr! Die ganze Geschichte konnte nur den Anschein der Wahrscheinlichkeit haben, mußte diesen Anschein haben, sonst hätte ein Mann wie Meichert keinen Menschen verdächtigt. Aber was ist es auch für ein Dokument? Der Brief bezog sich auf irgendwelche Mitteilungen. Auch von Geld war darin die Rede und zum Schluß wurde eine Abmachung erwähnt, wann und wo man sich treffen sollte. Da steht nichts deutliches drin. Er hat doch auch seine eigenen Angelegenheiten so gut wie irgend einer! Erst sollte man ihm den Brief vor die Augen halten und dann reden. Statt dessen wird gleich im voraus das Urteil gefällt und die Sache ist abgetan. Freund Karas hat eben Eile ihn zu beiseitigen, möchte selber gar zu gerne befehlen. Der Hochmut frisst an ihm. So einem ist es nicht schwer, an eines anderen Verrat gleich zu glauben — o nein! Und was Meichert und die anderen betrifft, so sind sie eben verblendet, sehen nur das Papier und nichts als das Papier. Seine eigene Schrift! Bah, nur daß diese Schrift noch nichts sagt. Nur wenn man sie mit der anderen in Zusammenhang bringt, gewinnt sie erst an Bedeutung. Und jenes Schriftstück für sich allein bedeutet auch noch nichts. Das ist die Sache. Und was dort der Genosse aus der Citadelle erzählt, mußte auch erst geprüft werden. Möglich, daß Karas ihn erst lüchlig gedrillt und ihm alles nur zu sehr eingeschärft hat. . . . Oho. . . . Ich muß allem Anschein nach doch umkehren, werde aber jetzt ganz anders reden. . . . Da sah er wieder die blauen verbläuten Augen und das ehrliche, vertrauenerweckende Gesicht des alten Meichert vor sich und ließ die Hände sinken. Was denken? Wenn die ganze Sache nicht wahr ist, bleibt nichts übrig, als jene alle umzubringen, schon für den bloßen Verdacht. Ist es aber wahr, dann, ja dann muß er die Straße entlang, weit, weit zur Stadt hinaus, an die Brücke und plumps ins Wasser. Denn weiter zu leben, wenn es wahr ist, ist doch gar nicht möglich.

Er schritt unaufhaltbar vorwärts, während die Gedanken in seinem Hirne kreisten. In der Erinnerung wachten plötzlich längst gehörte Geschichten auf von Verrätereien und Provokateuren aus alter Zeit.

Sidorek fiel ihm ein, den Meichert gut kannte und der ihn und einen Haufen anderer Freunde verraten hatte.

Das war damals genau derselbe Fall: das war ein tüchtiger Genosse, der an der Spitze der übrigen stand und jahrelang der Sache diente, bis dann die Stunde kam, da er schlecht wurde und sich den Gendarmen um einen Judaslohn verkaufte. Auch damals saßen die Genossen zu Gerichte über den Verräter. Und mehr als einer wollte es auch nicht glauben und stritt deswegen mit den übrigen. Der alte Meichert hat die Geschichte mehr als einmal erzählt. „In einer Nacht,“ sagte er, „bin ich dann grau geworden.“ . . .

Waler gedenkt dieses ersten stillen Augenblickes, als er von all diesen Sachen erfuhr. Kleine Sekunde lang waren in ihm dann Zweifel aufgestiegen. Wenn er nur einen Moment gezaudert hätte! Nicht die Spur! . . . Weshalb? Das war ja eben das Entsetzliche, das Schreckliche an der Sache. Wieder verdüsterte sich alles. Wieder drang die Ueberzeugung durch, daß alles wahr sei, und wieder tat sich der Abgrund vor ihm auf. Dann ist auch alles Lug und Trug, dann gibt es keinen Sozialismus.

Überall sind die Menschen schlecht, die Welt kann nicht umgeändert werden — da ist eben nichts zu machen. Er wollte diese Ueberzeugung abschütteln, versuchte sich einzubilden, daß alles nur ein wüster Traum sei, daß er schon im nächsten Augenblicke erwachen und alles zu Ende sein würde. Was das nur für eine Erleichterung und Freude sein wird! Wenn er doch nur schneller erwachte! Der Alp quälte, drückte und würgte ihn so entsetzlich. Wie im Traume ächzte und stöhnte er.

Endlich arbeitete er sich aus dem Dunkel der Koszielnastraße heraus. Auf der Wolskastraße war es schon heller. Hier und da eilten Menschen geschäftig vorbei, aus den Fenstern drang noch heller Lichtschein. Da war es schwer, sich einzubilden, er sei von einem Traume befangen. Es war somit Wahrheit, schreckliche Wahrheit! In größter Verzweiflung trat Waler in die nächste Schenke. Nach der Stille und Einsamkeit machten der Wirtshauslärm und Menschentrubel einen eigenen Eindruck. Der eigentümliche Wirtshausdunst setzte ihn in Erregung, weckte die Erinnerung an alte Zeiten und alte Schmeiereien, an tolle Wirtshauslärm, Zechgelage, Traten, wüste Unordnung, Lärmen mit schamlosen Augen und Kumpans der schlimmsten Sorte. Los denn, auf alle Weise, nach alter Art . . . ist doch alles egal. Er drängte sich eilig ans Büffet. „Einen Schnaps, einen ganzen!“ . . .

Daselbe „Fränlein“ schenkt ein, nur ist ihr Gesicht während der drei Jahre noch aufgedunsener geworden. Während der ganzen drei Jahre hat sie hier an demselben Platte gefressen! Sie hat auf ihn gewartet! — Du kommst doch wieder, dachte sie sich. Ob man beim Pfaffen oder einem anderen Gotte dem Brautwein abschwört — man kehrt doch wieder. Auch Du bist wieder da. Na, ist ja gut. Da, trink auf's Wohl! Der Brautwein raubte ihm für einige Augenblicke den Atem. Er war es nicht mehr gewöhnt. Das Blut strömte ihm in die Augen. Es konnte ihm im Kopfe, er verschluckte sich, drohte zu ersicken und fing an zu husten.

„Da, ha, ha! So ein nettes Büschchen und versteht doch nicht zu trinken.“

„Er hat sich in Fränlein Lorchchen verguckt. Sehen Sie sie nicht so an, Herr. Fränlein Lorchchen hat böse Augen.“

„Der Schnaps kehrt zu ihr zurück, wie zum Mutter, wenn auch aus der Kehle.“ . . .

„Ein böses Zeichen, bei Gott. Hör mal, Lorchchen, wenn Dir der Mann nicht wird zahlen wollen, dann halte ihn . . .“

„Woran Du willst.“

„Da, ha, ha.“

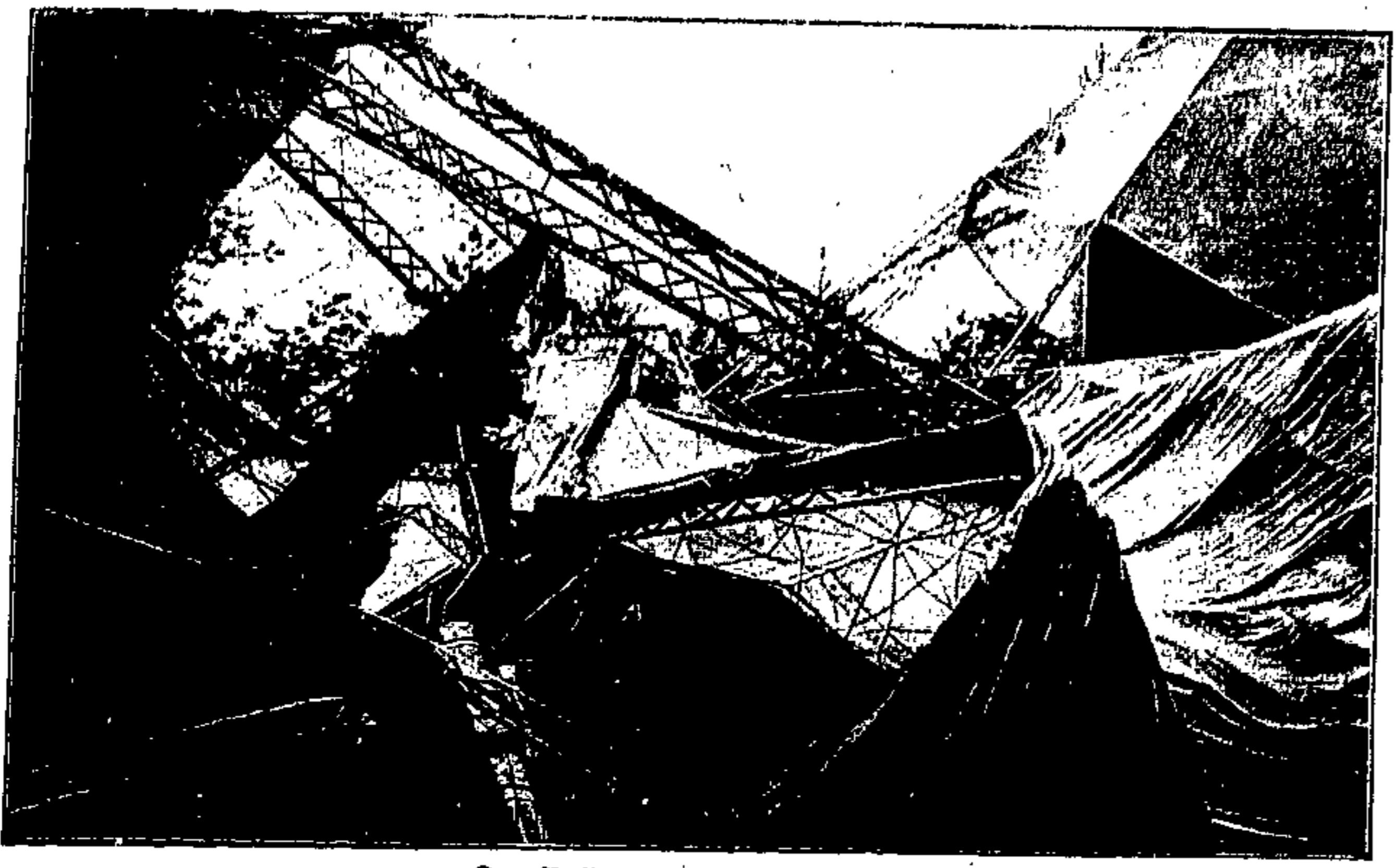
Waler blickte auf die Seite, wo die Gesellschaft saß. Vier Kerle hockten um ein rundes Tischchen. Lachende, betrunkene Gesichter. Einer von ihnen, der dem Saale den Rücken wandte, redete den Hals so, daß er Waler direkt ins Gesicht lachte. Dieser erkannte die Gesellschaft sofort, wußte, daß jeder derselben ein Messer im Stiefel hatte. Es war klar, daß sie Händel suchten. Vortrefflich. Vergnügt rückte er an ihr Tischchen.

„Ihr Sausbrüder, hetscht ja die Zähne, als ob Ihr sie zum Verkauf anbieten wolltet, he?“

Mit diesen Worten packte er zwei der Mächtigsten am Genick, bog sie zum Tische herab, daß sie mit dem Kinn an den Tisch schlugen, einmal, zweimal, dreimal, hielt sie eine Weile fest und ließ sie dann los. „Na, das mag einstweilen für die erste Bekanntschaft reichen.“

Die anderen schwiegen.

(Fortf. folgt.)



Das Ballontwrack hängt in den Bäumen

Die geplanten Passagierfahrten mittels Lenkballon werden vorläufig nicht zur Ausführung kommen. Der Ballon „Deutschland“ ist bei seiner ersten Probefahrt, nachdem er bis Düsseldorf glücklich gekommen war, auf den Tannen des Teutoburger Waldes elend gestrandet. Man kann den Leitern des Unternehmens den Vorwurf nicht ersparen, daß sie mit kaum noch zu überbietendem Ungeschick operiert haben. Mit Recht hat Zeppelin bei der Savarie, welche der Militärluftkruzer auf der belauden Fahrt von Hamburg nach Stöhr erlitt, darauf aufmerksam gemacht, daß mit den Hilfsmitteln, über welche die Luftschiffahrt gegenwärtig erst verfügt, Fahrten nur bei ganz bestimmten Witterungsverhältnissen möglich sind. Trotzdem ist man mit dem „Deutschland“ bei sehr stürmischem, auch dem Laien als höchst ungünstig erkennbarem Wetter aufgestiegen, hat obendrein nur wenig Benzin mitgenommen, und — um das Ungeschick voll zu machen — dieses in sinnlosem Kampfe mit dem Winde, ohne in Stunden auch nur einen Meter vom Ziele zu kömnen, bis zum letzten Tropfen verbraucht. Als die Uebermacht des Windes erwiesen war, hätte man sofort heidrehen und mit dem Winde bis zu einer Stelle fahren müssen, die für eine Notlandung geeignet erschien. Wie immer sich diese gestaltete, sie bot, so lange der Ballon noch über Maschinenkraft verfügte, doch noch tausendmal mehr Chancen, als wenn der Riesenballon nach Verbrauch des Benzins zum völligen Spielball des Sturmes wurde. Nur dem zufälligen Umstande, daß der Absturz über einem Walde erfolgte, die Wipfel der Bäume als Pressfedern wirkten, ist es zu danken, daß diese erste Fahrt, die nur Vertreter der Presse mitmachten, nicht mit der Vernichtung von vielen Menschenleben endete.



Der Ballon wird demontiert.

**Instinkt oder Intelligenz?** Die meisten Menschen sind allzu leicht geneigt, in besonders auffälligen Verhaltensweisen und Handlungen niederer Tiere, wie z. B. der Bienen und Ameisen, Beweise für eine hohe Intelligenz, die diesen Tieren zuzusprechen sei, zu sehen. So hat man wiederholt die Fürsorge bewundert, mit der die Ameisen ihre Eier und Larven je nach den Temperaturverhältnissen

in höhere oder tiefere Stagen ihre Vaus verlegen, und man hat von der vortrefflichen Beobachtung, die den Ameisen eigen sei, wie von einem ausgeprägten Schlussvermögen im von auf Ueberlegung basierten Handlungen bei ihnen gesprochen. Heute weiß man aber, daß sie dies gleich nach dem Verlassen der Puppenhülle tun, also ehe sie sich noch die geringste Erfahrung sammeln konnten, die etwaigen, auf Ueberlegung gegründeten Handlungen hätte als Grundlage dienen können. Bekanntlich lieben die Ameisen außerordentlich die flüchtige, flüchtige, Absonderung der Blattläuse. Sie pflegen daher diese Tiere auch das sorgfältigste und erstrecken ihre Pflege auch auf die Eier derselben. So sammelt die kleine gelbe Ameise Blattläuse-Eier von den Pflanzen und bringt sie in ihren Bau, wo sie sechs Monate lang gepflegt werden, um erst im nächsten Sommer den Ameisen nützlichen Blattläuse zu liefern. „Ein Fall von voraussehender Klugheit, der in der Tierwelt nicht seinesgleichen hat“, sagt ein älterer englischer Tierpsychologe, John Lubbock über Wasmann hat nachgewiesen, daß auch diese Pflege ein reiner Instinkt ist, denn sie wird sogar in einer Kolonie ausgeübt, die ausschließlich aus eben ausgebrüteten Ameisen, ohne jede Spur von Erfahrung über die Entwicklung der Blattläuse gebildet ist. Gleiches läßt sich für hundert ähnliche Fälle feststellen.

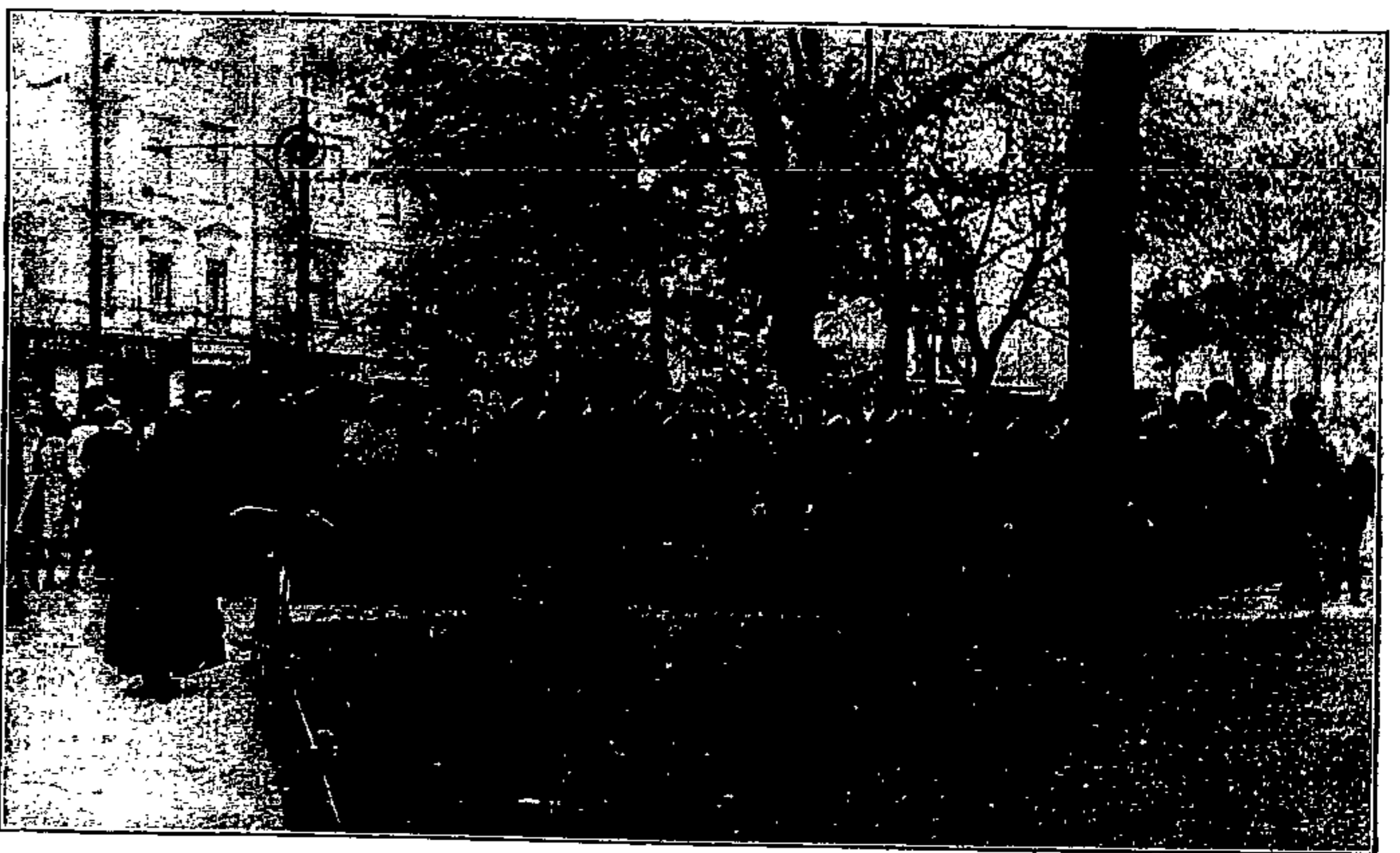
**Riesenhöhleleitungen** werden in Amerika für den Transport des Kohöls von den Produktionsstätten zu den Häfen erbaut. Die längste Leitung ist die vor einigen Jahren von der Southern Pacific Railway Co. gebaut worden; sie führt von Oil City im Gebiete des Stern River nach Porta Costa und ist 450 Meilen

meter lang. Vor kurzem ist nun in Südkalifornien eine 322 Kilometer lange Kohöleleitung gebaut worden, die einen Durchmesser von 20 Zentimeter hat und täglich 26 000 Faß Kohöl befördert. Sie führt von den Coalinga, Kern, River, Mc. Kittrick, Sunset- und Midway-Öelfeldern nach Abila, dem Hafen der Provinz San Luis Obispo, wo das Öl in Tankdampfer verladen wird. f. l.



Christine Sebbel.

Am 29. Juni d. J. kam aus Wien die Kunde vom Tode der Witwe Sebbels; sie ist 93 Jahre alt geworden. Ihre schauspielerische Begabung machte sie schon in den jungen Jahren berühmt. Sie gehörte von 1840—1875 dem Wiener Burgtheater an; 1895 trat sie noch einmal in einer Festschauspielung der „Nibelungen“ in Berlin auf. Als Tragödin großen Stils wirkte sie besonders in den Dramen ihres Gatten, den sie 1846 in Wien heiratete.



**Arbeitslose, die Beschäftigung suchen,** kann man in den Großstädten zu gewissen Tagesstunden das ganze Jahr hindurch vor den Annocenerpeditionen der großen Zeitungen beobachten. Die Fälle der Not und des Elends prägt sich aber dem Beobachter besonders deutlich ein zu einer Zeit, wie der jetzigen, wo die Begüterten ihre Langeweile in den Sommerfrischen und Badeorten spazieren führen.